



(Nachdruck sämtlicher Original Beiträge verboten)

Die Ruhr in Nassau 1781–1785, die Ursachen ihrer Verbreitung und ihre Bekämpfung.

Von Dr. Carl Heiler, Hanau.

Seuchen konnten sich in früheren Zeiten deshalb mit größerer Schnelligkeit verbreiten und die entsetzlichen Opfer unter der Bevölkerung fordern, weil die Vorbedingungen zu ihrer Entstehung und Verbreitung so außerordentlich günstig waren. Die enge Bauweise, die Unsauberkeit der Straßen, das Fehlen jeglicher Kanalisation und die hierdurch oft hervorgerufene Unreinlichkeit der Brunnen machen es erklärlich, daß die Pest und die Blattern früher so oft und so furchtbar das Land verheerten.

Weniger bekannt ist die Rurepidemie, die 1781–1783 wie in ganz Westeuropa so auch in Nassau wütete. An sie erinnern heute noch, abgesehen von den damals verfaßten therapeutischen Schriften des Weilburger Physikus Johann Philipp Vogler, zwei inhaltlich ähnliche Büchlein, die auf der nassauischen Landesbibliothek zu Wiesbaden aufbewahrt werden. Das eine trägt den Titel: „Anleitung für den Landmann in Abicht auf sein Verhalten bey herrschender Ruhr“, ist 1783 verfaßt von den Physikern der Stadt und des Oberamts Wiesbaden und war für die Einwohner des Fürstentums Nassau-Ufingen bestimmt. Das andere wurde von einem unbekanntem Verfasser für die Untertanen des Fürstentums Nassau-Oranien herausgegeben und heißt: „Kurze Anleitung, wie der Landmann und diejenigen, so keinen Arzt erlangen können, bey herumgehender Ruhr und in denen Jahreszeiten, da solche gewöhnlich sich einzustellen pflegen, sich zu verhalten haben.“ Diese kleine Schrift entstand wie die erste auf Befehl der Regierung, aber schon 1779, weil, wie es in der Vorrede heißt, im Kurkölnischen und Pfälzischen die Krankheit verbreitet sei und sich den nassau-oranischen Grenzen nähere.

Die Ausbreitung der Ruhr hatte damals wie die des „schwarzen Todes“ und der Pocken außer der Bauweise und Unsauberkeit in den Städten auch noch andere ausdrücklich bezeugte Gründe, nämlich einerseits das Landstreichertum, andererseits den Mangel an gebildeten Ärzten, der, abgesehen von dem nun einmal unausrottbaren Aberglauben des Volkes, die Leute veranlaßte, die früher massenhaft vorhandenen orisanfässigen und wandernden Quacksalber zu Rate zu ziehen.

Es ist bekannt, wie in alten Tagen die öffentliche Sicherheit durch Zigeuner, Bettler, Gaukler, Landstroläcker und anderes Gefindel aufs stärkste gefährdet war, und ohne weiteres verständlich, daß dies landfahrende Volk Krankheitskeime leicht verschleppen konnte, zumal da es eine Seuchepolizei nicht gab. In diesem Zusammenhang ist es besonders interessant, daß man gerade die Landstreicherei der Juden, hauptsächlich der polnischen, früher zu bekämpfen suchte, weil man ihnen die Verbreitung der Seuchen zuschrieb. Die Verfügungen darüber sind bis 1771 im „Corpus constitutionum Nassovicarum“, das 1796 erschien, zu finden, die der späteren Jahre in den „Dillenburger Intelligenz Nachrichten“, einer in Verborn mit Unterstützung der oranischen Regierung

herausgegebenen, wöchentlich einmal erscheinenden Zeitung, die nach etwa vierzigjährigem Bestehen 1815 einging. Schon 1655 verbot man in Hadamar, ausländische Juden zu beherbergen, die damals in dichten Scharen ins Land kamen und Krankheiten mitbrachten. Nach einer Diezer Verordnung von 1720 durfte ein Jude das Fürstentum Diez nur dann betreten, wenn er ein glaubhaftes Gesundheitszeugnis beibrachte. Im gleichen Jahre wurde wegen der Pestgefahr auch im Dillenburgischen Juden und Zigeunern ins Land zu kommen verboten und den Wirten die Verpflichtung auferlegt, verdächtige Personen anzuzeigen. Wiederum war es die drohende Pest, die die Diezer Verordnung von 1738 hervorrief, daß Betteljuden und andere Landstreicher auszuweisen und mit Staupenschlägen zu vertreiben seien, wenn sie dennoch ins Land eindringen sollten. Als in Polen die Pest wütete, wurde 1770 von der oranischen Regierung polnischen Juden jeglicher Aufenthalt im Fürstentum verboten; wer trotzdem erwischt wurde, bekam 50 Stockschläge, während der einheimische Jude den landesherrlichen Schutz verlor, wenn er einen polnischen Glaubensgenossen in sein Haus aufnahm. 1778 wurden die polnischen Juden erneut aus dem Oranischen ausgewiesen, weil angeblich gerade sie in Remmingen die Pest eingeschleppt hatten und an einer in der Düsselborfer Judengemeinde ausgebrochenen Seuche schuld waren. Und noch einmal mußte 1786 die Prüfung jüdischer Gesundheitstafel den oranischen Beamten zur Pflicht gemacht werden, weil die Pest wiederum in Polen ausgebrochen war. Es ist selbstverständlich, daß diesen friedlosen Leuten auch die Verbreitung der Ruhr zum Teil zuzuschreiben ist.

Nicht minder verhängnisvoll war der Mangel an Ärzten und die Tätigkeit der oft lichtsahrenden Kurpfuscher. Bezeichnend ist eine oranische Verordnung von 1781 anlässlich der Ruhr, die von Brunn, „Ärzte und Sanitätswesen in Nassau-Oranien“, Nassovia 1910, S. 220 abgedruckt ist. Da heißt es: „Es haben sich bei der gegenwärtig grassierenden Ruhr viele wieder an die Quacksalber gewendet, von denen einer in Sed im Fürstentum Hadamar wohnt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der größte Teil derer, die sich ihm anvertraut haben, dahingestorben sind. Lieben Landsleute, wisset ihr doch einmal die Augen öffnen! Wenn ihr Kleider, Schuhe und Strümpfe für eure Kinder haben wollt, geht ihr wahrhaftig nicht zum Schmied, Schlosser oder Schreiner, und euer Pferdegeschirr laßt ihr auch nicht beim Schneider beschlagen. So ist es mit der Hilfe bei Krankheiten. Die könnt ihr nur bei den Ärzten finden. Ihr aber verachtet sie und laßt zu ungelehrten Barbieren, Schmieden, zu gemeinen Bavern, ja wohl gar zu Schäfern und Schindern, zu gemeinen Juden und Landstreichern. Werden durch solche unverständigen Leute die Eurigen hingerichtet, so schießt ihr die Schuld auf Gott oder ein unvermeidliches Schicksal.“ Ganz ähnlich besteht eine Nassovia 1907, S. 171) abge-

druckte wiederunkelische Verordnung aus jenen Zeiten, daß „bei der jetzt stark grassierenden Ruhr die Kranken nichts aus sich, weniger von Schäfern, alten Weibern, Scharfrichtern und dergl. sich zu gebrauchen, sondern den Juden doctor zu Hedholzhausen oder einen anderen Doctor um Rath zu fragen“ sollten. Ähnlich heißt es 1779 in dem Dillenburg'schen Reg. ermg. s. h. r. n. D. achsalbern unweisenden Akerärzten und einseitigen R. z. lesigen glaubten, dadurch aber Bauern und Städter auf die Schlachthaus besetzten. Ihre Burgiermittel aus Quecksilber, Jalappe, Koloquinten und Limonium seien ebenso gefährlich wie ihre Arzneien aus Aloe, Myrrhen und Safran. Denn die Leute hielten „dergleichen Marktshrenen-Elizire wie die Hausgößen in den Häusern.“ Endlich sagen auch die Verfasser der nassau-usingenschen Schrift von 1783 in ähnlicher Weise: „Die Akerärzte, sie mögen eure Nachbarn, Schaf-, Rüb-, Schweinbirten oder Scharfrichter seyn, könnt ihr nicht ohne Gefahr gebrauchen. Sie blenden euch gemeinlich durch ihre Bereitwilligkeit, mit welcher sie euch gleich schmerzstillende und stopfend: Mittel, als Nithridat, Theriak, Tormentilwurzel und dergleichen bereichen. Aber wisst, daß sie eben dadurch eure Mörder werden. Wir wollen indessen nicht leugnen, daß in leichten Fällen Leute unter den Händen der Puschler auch ohne üble Folgen gesund werden, ebensowenig als ihr uns leugnen könnt, daß auch zuweilen eine blinde Taube eine Erbsen erhaschen kann.“

Dies war aber leichter zu raten als zu besorgen. Denn die Zahl der Ärzte auf dem Land war doch recht gering, trotzdem daß die „Hohe Schule“ zu Herborn von jeder Mediziner ausgebildet. Man darf nämlich ihren Einfluß in dieser Hinsicht für die damalige Zeit nicht überschätzen. Die einzige medizinische Professur bekleidete zwar bis 1781 der angesehene Johann Adam Hoffmann, dessen botanischer Garten sogar einen gewissen Ruf hatte, und sein Nachfolger August Frihe war unzweifelhaft ein tüchtiger, vielseitiger Mann der neben seiner Professur auch die Leitung des anatomisch-chirurgischen und Entbindungskl. hatte und das Landphysikat im Amt Herborn und Driedorf verwaltete. Aber mit der „Hohen Schule“ ging es nun einmal aus verschiedenen Gründen bergab. Von 1771 bis 1816 erstorten, wie Steubing in seiner „Geschichte der Hohen Schule“, S. 62, berichtet, nur 609 Immatrikulationen jährlich also im Durchschnitt nur 13, und das waren meistens Theologen. Denn als 1793 Frihe mit einer Bitte wegen seines anatomischen Instituts bei der Regierung vorstellig wurde, fand er kein Gehör, da nur äußerst selten Studenten der Medizin da seien.*)

Barbiere und Scherer machten eben nach wie vor ihre Kuren, wie jener schon 1573 bezeugte Barthscherer Meister Heinrich von Hachenburg, sächsischer Hofschirurg, und ein Scherer des gleichen Namens aus Siegen, der 1553 für eine Sektion 20 Albus erhielt. (Weibe erwähnt Heyn, „Der Westerwald“, S. 111 und 173.) Als erster in Nassau tätiger Arzt wird nach Keisers „Geschichte Nassaus“, S. 586, Kunz Hofmann aus Nollenburg a. d. Taub. 1526 urkundlich erwähnt, der den Grafen Philipp I. in Weilburg behandelte und als besonderen Lohn die Zustimmung erhielt, daß er im Spital zu Wiesbaden lebenslanglich unterhalten werden sollte, wenn er seine ärztliche Kunst nicht mehr ausüben könne. Wie uns Arnoldi in seiner „Geschichte des oranien-nassauischen Landes“, III 1, S. 236 und III 2, S. 71, berichtet, mußte auch Graf Wilhelm der Reiche von Nassau-Dillenburg († 1559) einen Arzt aus Köln rufen, als seine Gemahlin erkrankte, während ihn selbst in seiner letzten Krankheit der „englische Doktor“ aus Frankfurt a. M. behandelte. Bemerkenswert sind auch die Worte seiner Schwizartochter Anna von Sachsen, der zweiten Gemahlin Wilhelmus des Schweigers, die sich in einem von Dönges in seinem Buch über Wilhelm den Schwiger S. 134 abgedruckten Brief finden. Als sie sich 1538 zur Niederkunft von Dillenburg nach Köln begab, bezeichnete sie als Grund für diese Reise die Tatsache, daß auf dem ganzen Westerwald weder „Apothek, Balbirer noch Doktor“ zu finden sei. Und genau so schlecht war es mit den Apotheken bestellt. Vorief doch z. B. erst 1674 die Fürstin Albertine von Diez den ersten Arzt nach ihrer Residenzstadt, der zugleich eine Apotheke eröffnete.

Es ist ohne weiteres klar, daß der einfache Mann ohne Ausb. h. n. wand. rben Quacksalbern in die Hände fallen mußte, wenn er einsah, daß seine zum Teil auf altem Aber-

glauben beruhenden Hausmittel ihre Wirkung versagten. Drumm gibt in seiner „Chronik merkwürdiger Ereignisse“, Nassovia 1910, S. 132, die Zahl der Todesfälle 1781 an: in Oranien 30, Siegen 106, Diez 186, Habamar gar 243. Auch die Bevölkerungsstatistik in Steubings „Topographie der Stadt und Grafschaft Diez“ (neu herausgegeben von Günther), S. 86 und 91, beweist die hohe Zahl der Opfer. Im Amt Mengerskirchen aber wurden bei 320 Ruhrfällen nur 30 Todesfälle gezählt, weil man dort einen gebildeten Arzt zu Rate zog. Bei dieser Gelegenheit hören wir, daß die Krankheit durch die Kirchweih in Hintermeiningen verbreitet wurde, wo man an einem heißen Tag zu viel kaltes Bier getrunken habe.

Als Kurpfuscher waren in diesen Jahren außer dem schon genannten in Sed noch der Stadtwachtmeister in Dillenburg, sowie die Scharfrichter von Emmerichshain und Niederzeugheim berüchtigt, wie bei Heyn, S. 173 und in Schülers „Aufsatz über die zünftigen Barbierchirurgen in Nassau“, Alt Nassau 1905, S. 41, zu lesen ist.

Es gibt denn auch ganze Stöße von Verordnungen gegen die Quacksalber, die dort mit den verschiedensten Namen belegt werden. Von dem Therial, einem aus 70 Stoffen gebrauten Allheilmittel, heißen sie Therialskrämer, ferner Stürger, Bruchschneider, Zahnbrecher, Segensprecher, Puschler, Hauptpropheten, Stallmonarchen, Oligatentträger, Wasserbrenner, Laboranten, Marktshreiber, Ungarn und Thüringer. Man jagte sie zwar immer aus dem Land oder verwies sie auf die Hauptstraßen, man beschlagnahmte oder versiegelte ihre Kisten mit Arzneien und Kissen, aber infolge der mangelhaften Polizei war das übel nicht auszurotten.

Nachdem wir so im Landstreichertum und Quacksalberumwesen die Hauptursachen der Verbreitung der Ruhr erkannt haben, wollen wir noch einen Blick in die zwei kleinen aufklärenden Regierungsschriften werfen, die für die große Masse des Volkes bestimmt waren. Der Erörterung der Kennzeichen der Krankheit folgt ein Abschnitt über die Entstehungsursachen. Man schrieb die Ruhr zu: 1. den faulen Dünsten in morastigen Gegenden; 2. der großen Sommerhize im Verein mit angestrengter Körperarbeit; 3. der ehlen Gewohnheit, sich echicht auf die Erde zu legen, einen kalten Trunk zu tun oder in nassen Kleidern zu schlafen, weshalb gerade Bauern und Soldaten am ehesten von der Krankheit befallen würden; 4. dem Genuß verdorbenen Brotes, faulen Wassers, unreifen Obstes, trüben Bieres, stinkenden Käses und fauler Fische; 5. der Vermreinigung des Gemüses durch Ungeziefer, Fliegen, Spinnen und Raupe; 6. dem engen Zusammenwohnen in Gefängnissen, Lazaretten, belagerten Städten und Feldlagern und 7. der Unsauberkeit der Aborte.

Man soll sich nicht seelisch erregen und alles vermeiden, was die „Galle scharf“ macht, so Fleisch, Eier, Speck, fetter Speise, Ferkelsteisch, Hasel- und Welschnüsse. Empfohlen wird frisches Gemüse, reifes Obst, Reis, Hafer, Gerste, Milch- und Mehlspeisen, Buttermilch, Salat, Wein und Hoffmanns Magentropfen. Der Sicherheit halber soll man in Ruhrzeiten reichlich die Zimmer mit Weihrauch, Fernstein oder Wachholder räuchern und wer mit Ruhrkranken in Berührung kommen muß, soll sich „Essig der vier Häuber“ (Vinaigre des quatre voleurs) besorgen, der die Ansteckung verhindere, eine Mischung von Weinessig mit Wermut, Rosmarin, Salbei, Minze, Raut-, Lavendel, Knoblauch, Kalmus, Zimt, Nellen, Mustat und Kampfer.

Dem Ruhrkranken werden als innerlich zu nehmende Mittel empfohlen: 1. Brechmittel aus der Brechwurzel (radix Ipecacuanha) oder Brechweinstein (Tartarus emeticus); 2. Fleischbrühe aus Kalb- und Hahnenfleisch, lauwarmes Wasser, Molken und Buttermilch; 3. Abführmittel aus Abbarber; 4. eine Aufschung von Gerste, Hirse, Hafer, Reis und Kürchen.

Als äußere Mittel soll man Aufschläge mit Kamillen- und Hollundertee gebrauchen, auch Klister mit Hafersehlem, frischer Butter und Gummi arabicum.

Am Schluß der nassau-usingenschen Schrift heißt es dann feierlich: „O, so besorgt dies denn willig und seht euch keiner doppelten Verantwortung vor Gott aus, der alle Mörder und Selbstmörder, alle Puschler und von Puschlern Betrogene vor Gericht fordern wird. Ihr erfüllet dadurch den wohlthätigen Willen eures besten Landesvaters, durch dessen gnädigste Fürsorge diese Blätter entworfen und gedruckt sind. Die Erhaltung eures eignen Lebens und des Lebens eurer Angehörigen wird euer Lohn und unsere Freude seyn!“

*) Weiber ist die Matrikel von 1725 an verloren.

Die Brennstoffversorgung im alten Wiesbaden.

Wenn wir das heutige Bemühen der großen Städte, in der Brennstoffbeschaffung den rechten Weg zu finden, betrachten, so drängt sich die Frage auf, wie es wohl in alter Zeit mit diesem Problem gehalten worden sein mag. Der Brennstoffbedarf war schon damals stark vorhanden, aber die Kohle, dieser heute fast unentbehrliche Sauberstoff, fehlte in früheren Jahrhunderten in Wiesbaden so gut wie gänzlich. Das Holz und die Holzkohle mußte als „Ersatz“ der heutigen Steinkohle gelten.

Die Holzkohle war der Vorläufer der Steinkohle im Nassauischen. Die Glut- und Wärmehäfen, die „Feuerstovchen“ und die Schmelzen der Schloßer wurden mit Holzkohlen geheizt und man gab ihnen auch gesundheitlich den Vorzug vor den Steinkohlen; diese seien ungesund und brächten die „Gefahr der Schwind- und Bungenzucht“.

Die Preise für Holz waren auf dem Holzmarkt in Frankfurt sowohl wie in Wiesbaden durch amtliche Taxen geregelt, die allerdings zuweilen in heimlicher Weise übertreten wurden, wenn das Holz knapp war. Solche holzarmen Jahre waren nicht selten, selbst Wiesbaden kannte sie trotz seines großen Waldbesitzes. Die Gemeinde Wiesbaden hatte Zeit an der Märkerberechtigung; das Weistum vom Jahre 1353 verrät uns, daß diese Märkerberechtigung als ein Grundstein des städtischen Wesens galt; es stand zu Anfang des ältesten Stadt- und Gerichtsbuches, des sog. „Merkerbuches“, das nach der Ansicht des Herausgebers Otto vor 1370 angelegt wurde.

Wenn heute noch die Stadt Wiesbaden jährlich für 40 000 Mark geschlagenes Holz aus ihrem Waldbesitz erlöst (den Einnahmen stehen allerdings 27 000 Mark Ausgaben gegenüber), so kann man ermessen, was in früheren Jahrhunderten, als das Holz noch fast ausschließlich für die Brennstoffversorgung der Stadt in Betracht kam, der Wiesbadener Wald bedeutete.

Die Einführung der Steinkohle bedingte auch eine Umänderung der Ofen durch Anlage der Windlästen und in der Folge war man auch stets bemüht, durch allerlei Erfindungen den Heizeffekt zu erhöhen.

Das Holz galt aber bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts als hauptsächlichstes Heizmittel in Wiesbaden sowohl wie auch in ganz Nassau. Die großen Markwaldungen brachten es mit sich, daß die ländlichen Gemeinden noch heute die Kohlenheizung nur in vereinzelt Fällen anwenden. Wiesbaden besaß bis in die Neuzeit hinein Kachelöfen, die sich nur für Holzfeuerung eignen. Die Eisenindustrie im hohen Taunus und im Lahngau lieferte dann von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab die heute noch in den Museen aufbewahrten, reliefgezierten Eisenplatten für Ofen (Nassauisch-Weiurgische Eisenindustrie) und später die eisernen Ofen und „Kochmaschinen“, wie sie noch jetzt in unserer Gegend allgemein im Gebrauch sind.

Über Frankfurt kamen zu Beginn des 19. Jahrhunderts die fränkischen Kohlen in Fässern, die Flöße aus dem Fränkischen den Main herabfloßen. Aber erst das Jahr 1845 brachte allmählig eine allgemeinere Einführung der Steinkohle. Der Preis war damals für Ruhrkohle 66 Kreuzer pro Zentner, für Saarkohle 54 Kreuzer; die fränkische kam aus der Grube bei Kronach (Oberfranken); diese Kohlenart wurde vorwiegend von den gewerblichen Betrieben verbraucht. Das Verdienst, die fränkische Kohle zuerst im Nassauischen und in Frankfurt eingeführt zu haben, gebührt dem Fuhrkramer Schomberg in Frankfurt, der immer wieder darauf hinwies, welche überlegene Heizkraft der Kohle gegenüber dem Holze innewohnt und der auch stets darauf hinwirkte, daß die Zuführung der fränkischen Kohle ins Nassauische und nach der Reichsstadt Frankfurt im Flusse blieb.

Das Zoll- und Stapelrecht der Landesherren in den verschiedenen kleineren und größeren Territorien Südwestdeutschlands bildete eine der Haupthindernisse der Ausbreitung der Steinkohle im Nassauischen. Eine Schiffschiffung Kohlen aus dem Saargebiet nach Wiesbaden mußte im Jahre 1790 nicht weniger als 13 Zollstätten passieren, davon in Kurtrier fünf (Saarburg, Trier, Pfalz, Cochem, Boppard), in Kurmainz drei (Lahnstein, Bingen, Mainz), in Pfalz zwei (Caub und Bacharach) und Hessisch eine (St. Goar). Zuweilen machte die „Sperrung des Rheins“ die Benutzung dieses Stromes als Wasserstraße überhaupt unmöglich und eine Herbeischaffung der „schwarzen Diamanten“ zur Achse verbot sich bei den großen Entfernungen von selbst.

M. H.

Die Burgruine Königstein.

Die Ruine der Festung Königstein, welche die Erben der am 24. November 1916 auf Schloß Königstein verstorbenen letzten Herzogin von Nassau, Großherzogin-Mutter Adelsheid Marie von Luxemburg, der Stadt Königstein zum Geschenk angeboten haben, ist auf dem bewaldeten Felsgipfel des Burgbergs gelegen, an dessen Ostseite sich die freundliche Stadt mit einem Kranze reizender Landhäuser anschmiegt. In unmittelbarer Nähe der Ruine liegt am Süabhange des Burgbergs das großherzogliche Schloß, welches Herzog Adolf von Nassau 1868 angekauft und für seine Gemahlin hatte umbauen lassen. Alljährlich wohnte auch nach den Ereignissen von 1866 die herzogliche Familie längere oder kürzere Zeit daselbst. Die Burg, deren gewaltiges Gemäuer jetzt todeswund in die weiten Lande schaut, hat eine lange, wechselvolle Geschichte, deren Ursprünge auf gesicherter, historischer Grundlage festzustellen nicht mehr möglich ist, weil es an sicheren Berichten darüber fehlt. Nach der Sage soll der Frankenkönig Chlodwig (481—511) nach seiner Taufe auf den Bergfelsen eine Burg erbaut und zu deren Füßen den Grundstein (saxum regis = Stein des Königs) zu einer Marienkapelle gelegt haben. Ursprünglich findet man um 1100 zuerst das Geschlecht der Rüringer, welche die benachbarte Burg Falkenstein gründeten, als Herren von Königstein. Ihnen folgten die Münzenberger, die Falkensteiner und Eppsteiner. 1433 wurde die Königsteiner Linie wieder selbstständig. Nach dem Aussterben derselben kam Königstein 1535 an das Haus Stolberg und 1581 an Kurmainz. Im ersten Koalitionskriege (1793—1797) war die Bergfestung abwechselnd im Besitze der kurmainzischen, preussischen, österreichischen und französischen Truppen. Als die letzteren vom Siege des Erzherzogs Karl über die Franzosen bei Amberg am 24. August 1796 hörten, hielten sie sich nicht mehr sicher und beschloßen den Abzug. Zuvor aber sollte die Festung durch Sprengung in Trümmer gelegt werden. Die Mine ging jedoch zu früh los, sodaß mit dem Pulverturm und den hinteren Festungswerken auch etwa 20 Franzosen, die mit der Sprengung beauftragt worden waren, in die Luft flogen. Die Trümmer der Festung wurden während vieler Jahre als wohlfeiles Baumaterial zum Aufbau der abgebrannten Häuser an Königsteiner Bürger verkauft. Heute stehen neben dem alles überragenden gewaltigen Turme noch die hohen Seitenmauern, an denen sich weit hinaus der Eupheu rangt, und mächtige Gewölbe, während alle Dächer verschwunden sind. Von dem Turme, der bequem bestiegen werden kann, genießt der Besucher eine herrliche Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung, auf die nahen Taunusriefen, besonders Feldberg und Altkönig, und in die weiten Ebenen des Mains und Rheins bis über Worms hinaus. Die Großherzogin-Mutter Adelsheid wandte große Mittel auf, um die Ruine zu erhalten, und auch ihre Erben hoben außer der Burg der Stadt Königstein ein Legat angeboten, dessen Zinsen für die weitere Erhaltung der Burgruine verwendet werden sollen, sodaß zu hoffen steht, daß die Ruine auch noch kommenden Geschlechtern von ihrer großen Vergangenheit wird erzählen können.

(54)

K.

Altnassauer Allerlei.

A. H. M. Ein an 500 Jahre altes Geläute in Wiesbaden. In der Zusammenstellung der Kirchenglocken des Nassauer Landes in Nr. 10 dieser Zeitschrift fehlt Wiesbaden mit einem der ältesten, weil noch der vorreformatorischen Zeit angehörenden Geläute. Es sind das die alten Glocken des Klosters Bornhofen, die als ein Geschenk des Herzogs Wilhelm an die katholische Gemeinde im Jahre 1823 nach Wiesbaden kamen und dort seit der Einweihung der Bonifatiuskirche im Jahre 1849 als deren harmonisches Geläute dienen. Die älteste dieser Bornhofener Glocken, zugleich die kleinste, trägt in kleiner gotischer Schrift die Jahreszahl 1430 nebst einem Muttergottesbild. Die mittlere Glocke gibt in denselben Schriftzeichen das Jahr 1440 als Zeit ihrer Entstehung an. Den Namen des Gießers dieser beiden Glocken kennen wir nicht. Interessanter sind die Inschriften der größten Glocke, deren sie zwei Reihen aufzuweisen hat. Die erste bezieht sich auf das Jahr 1444 als ihrer ursprünglichen Entstehung, die zweite Reihe nennt ihren 1702 geschehenen Umguß unter Kurfürst Johann Hugo von Trier, dessen Wappen sie neben einem Madonnenbilde zeigt. Dazwischen steht: „Johannes Berchdähler goß mich auf Ehrenbreitstein.“ Diese Glocke diente in Bornhofen als Uhrglocke zum Anschlagen

der ganzen sowohl als auch der Viertelstunden, und zwar schlug der Hammer für die Viertelstunden in der Mitte an, wo die Glockenwand dünn ist und gab dann einen hellen Ton, für die vollen aber traf er den dicken Schlagring der Glocke, diese Stelle gab dann den tiefen Ton des vollen Stundenschlags. Die Stifter des altherwürdigen Geläutes waren jedenfalls Ritter Johannes Brömser von Rüdeshheim und seine Gemahlin Erlanda von der Spor, welche beide die Chronik des Klosters als Erbauer der Kirche zu Bornhofen nennt. Ritter Johann Brömser starb um das Jahr 1422, die Klosterkirche ward 1435 vollendet, sodas erst unter der Witwe und dem Sohne, auch Johann geheissen, in den Jahren 1430, 1440 und 1444 die Glocken gegossen wurden. Der geschichtliche Wert dieses Geläutes hat es bis jetzt vor dem Einschmelzen bewahrt. Eine im Jahre 1866 durch Glockengießer Rincker zu Sinn gegossene, 76 Ztr. schwere Josephsglocke bildet eine wertvolle Bereicherung des aus im ganzen 5 Glocken bestehenden Geläutes der Bonifatiuskirche, deren kleinste Glocke, die Messglocke, noch dem alten Kirchlein im Rappen entstammend, dem 16. Jahrhundert angehört. Herzog Friedrich August überwies sie 1811 aus dem Kloster Tiefenthal der damals noch kleinen katholischen Gemeinde und verbriefte ihr zugleich das Recht des eigenen Geläutes.

Auch die Glocken des 1873 abgelegten Uhrturms zu Wiesbaden sind erwähnenswert. Die größere derselben kam damals in den Feuerwachturm der oberen Schule auf dem Schulberg, wo sie bis zur Einführung der elektrischen Feuermelder nach wie vor als Sturmglocke bei Feuergefährdungen diente. Sie trägt folgende Inschrift in Majuskeln: „Eyn Auerglod heis ich, Wiesbaden dien ich, Paul Fischer cv Bingen gos mich 1548.“ Als Uhrglocke diente sie bis zum Jahre 1873 zum Anschlag der vollen Stunden. Eine zweite Glocke zum Anschlag auch der Viertelstunden ward 1749 angeschafft. Deren Inschrift besagt: „Benedikt Johann Georg Schneidewind in Frankfurt anno 1749 gos mich.“ Auch sie ist noch vorhanden und kam mit der Uhr des Uhrturms 1873 nach der unteren Schule auf dem Schulberg.

K. M. Das Madonnenstandbild auf dem „Plan“ zu Hochheim a. M. Betritt der Besucher, von der Bahn kommend, durch den Torbogen, der an die alte Stadtmurwallung erinnert, das Weichbild der Stadt Hochheim a. M., so fallen ihm sofort die reinlichen, gut gepflasterten Straßen und manche alten Herrschaftshäuser in die Augen. Setzt er seinen Fuß auf der „Kirchstraße“ weiter, so kommt er auf einen freien Platz, den „Plan“, der früher als Marktplatz diente und in den fünf Straßen münden. In der Mitte dieses Platzes steht das Wahrzeichen der Stadt, nämlich ein altherwürdiges Madonnenstandbild. Auf einem Sockel thront in Lebensgröße eine von Künstlerhand gearbeitete Madonna, mit der linken Hand den Jesusknaben an die Brust schmiegend, während die rechte einzepter hält. Das Antlitz zeigt einen edlen, von Mutterliebe durchwärmten Ausdruck und die Linienführung des Körpers und Gewandes verrät überall die Meisterhand des Künstlers. Über das Bild wölbt sich zum Schutze eine Bedachung aus Metall, während den Fuß ein eisernes Gitter schützt. Welcher Meister hat dieses religiöse Denkmal geschaffen und wie kam es an seinen jetzigen Standort? Über die erstere Frage nachzuforschen, ist wohl verlorene Mühe, denn der Urheber hat sich an dem Werke leider nicht beteiligt, und Vermutungen können zu einem sicheren Ergebnisse nicht führen. Dagegen gibt uns die Überlieferung Anhaltspunkte, wann und wie das Bild an seinen jetzigen Aufstellungsort gekommen ist. Auf der Vorderseite (Richtung nach der Mainzerstraße) steht die Inschrift: „Mit Beihilfe aller Guttäter haben dieses Bild aufgestellt im Jahre 1770 den 30. Juni Jakob Rida, Adam Folger, Jakob Hamburger, Heinrich Lauer. Diese Namen stehen auf der Rückseite. Ob diese Personen damals das Komitee für die Erwerbung und Aufstellung des Bildes verkörperten oder den Kirchen- und Gemeindevorstand repräsentierten, ist nicht näher angegeben. Jedenfalls ist aber aus dem Ausdruck: „Mit Hilfe aller Guttäter“, welches wohl dem Sinn nach heißen soll „vieler“ Wohlthäter oder der „ganzen Gemeinde“ zu schließen, daß die Kosten der Aufstellung durch milde Beiträge bestritten wurden. Bedeutendsvoll in der Inschrift ist die Jahreszahl 1770. Aus ihr läßt sich folgern, daß das Bild früher an einem anderen Orte gestanden hat und erst in genanntem Jahre an seinem gegenwärtigen Platze Aufstellung fand. Auch der Late in Kunstfachen sieht auf den ersten Blick, daß hier ein höheres Alter vorliegt. Daher spricht ja auch die Inschrift nur von Beiträgen für eine „Aufstellung“, nicht eine „Neuerichtung“. Auch zeigt die Bearbeitung der Figur an der Rückseite, daß das Bild ursprünglich nicht für einen freien Standort, sondern für

eine Anlehnung an einen festen Hintergrund, etwa einen Pfeiler, eine Altarwand usw. von dem Künstler geschaffen wurde. Es erhebt sich nun die interessante Frage: Wie alt ist das Bild und woher und wie kam es in die Mauer von Hochheim? Hierüber gibt uns die „Hochheimer Stadtchronik“ Aufschluß. Diese nimmt an, daß sein Alter bis in die Reformationszeit, also bis in das sechzehnte Jahrhundert hinaufreicht. In Biebrich am Rhein soll es von Arbeitern (Dreischern) in einem sogenannten „Keul“, dem engen Zwischenraum zwischen zwei Gebäuden aufgefunden worden sein. Wahrscheinlich stammten diese von Hochheim, und so bemühten sich dieselben, da man ihnen den Fund nicht streitig machte, daß das Bild in unsere Stadt kam, wo es im Jahre 1770 an seinem jetzigen Standorte aufgerichtet wurde. So schaut es nun schon nahezu 150 Jahre auf das bewegte Menschenleben in seiner Umgebung, sah schon manches Geschlecht kommen und gehen, erlebte manche Kriegsstürme und friebliche Zeiten, manche Freuden- und Trauertage, sah Hochheim aus seiner früheren Einfachheit durch eine gesunde und stetig fortschreitende Entwicklung zu seiner jetzigen Ausdehnung und Wohlhabenheit sich entsalten. Deshalb steht das religiöse Denkmal bei den Einwohnern auch hoch in Ehren. Hochherzige Wohlthäter sorgen von Zeit zu Zeit für die nötige Renovation, während andere pietätvoll den Blumen- und Blütschmuck unterhalten. Schon mancher Seminar- und Kunstvollen Altkameraden dürfte das Standbild für seinen Besitz gewünscht haben, was jedoch für alle Zeiten ein frommer Gedanke bleiben dürfte, da auch das höchste Angebot von der Gemeinde ausgeschlagen würde.



Inhalts-Verzeichnis

- Eine Heimsuchung der Rhein- und Maingegend vor 250 Jahren. Von Schüler. S. 1.
Schulordnung der Gräfin Sophie Florentine zu Wiesbaden aus dem Jahre 1708. Von D. Fuchs. S. 2.
Weinbau in Nassau und die herzoglichen Kabinettweine. Von Schüler. S. 5, 9.
Marie Luise Albertine, Gräfin zu Leiningen, die Großmutter der Königin Luise von Preußen. Von D. Fuchs. S. 7.
Der Weinbau im alten Weiltal im Taunus. S. 8.
Kirchenstrafen in früherer Zeit. S. 8.
Das König-Konrads-Denkmal a. d. Bodenstein a. d. Lahn. S. 11.
Eine nassauische Wald- u. Forstordnung vom Jahre 1702. S. 11.
Kurverhältnisse und Anstellung eines Babelkommissars zu Wiesbaden vor hundert Jahren. Von Schüler. S. 13.
Christian II., Graf zu Leiningen-Westenburg-Neu-Leiningen. Von D. Fuchs. S. 15.
Das Einhaus bei Röttau. S. 16.
Der Burgfriede auf dem Schlosse in Hadamar 1660. S. 16.
Noch einmal: „Weinbau in Nassau“. Von Dr. Wilhelmj. S. 17.
Läßige Bälle im Großherzogtum Berg. S. 19.
Elementarlehrer-Verhältnisse im Herzogtum Nassau im Jahre 1850. S. 20.
Eine Dillenburgler Viehzählungsliste vom Jahre 1447. Von R. Ries. S. 21.
Die Klostermühle im Goldenen Grund. Von M. Harrach. S. 23.
Eble Weine des nassau-oranischen Hofstellers. S. 24.
Nassaus Vertreter im konstituierenden Reichstage. S. 24.
Die Nassauer unter den Truppen des Oberrheinkreises im Reichskriege gegen Frankreich 1674—1679. Von Schüler. S. 25, 29, 33.
Die Wahl des Königs Adolf von Nassau. Von Harrach. S. 27.
Aus dem „Memorial oder Denkbüchlein“ eines alten Westerbüblers. S. 28.
Das Mühlengewerbe am Urtelbach. Von Harrach. S. 31.
Graf Dietrich VI. von Katzenelnbogen u. seine Kriegstaten. S. 32.
Die Kirchenglocken des nass. Landes. Von R. Ries. S. 35, 37.
Große Stadtbrände im Nassauischen. Von J. Brumm. S. 39.
Widstand und Leibgehege in Nassau zur Zeit des Herzogs Wilhelm. Von Schüler. S. 41.
Eibelshausen im Mittelalter. Von Ffr. Rebe. S. 43.
Die böse Mode in Herborn 1666. S. 44.
Herzog Adolfs landesväterliche Fürsorge. Von Dr. C. Spielmann (†). S. 45.
Bunte Bilder aus der Vorzeit. Von R. Ries. S. 47.
Die Ruhr in Nassau 1781—1783, die Ursachen ihrer Verbreitung und ihre Bekämpfung von Dr. Carl Heiler. S. 49.
Die Brennstoffversorgung im alten Wiesbaden. S. 51.
Die Burgruine Königstein. S. 51.
Ein an 500 Jahre altes Geläute in Wiesbaden. S. 51.
Das Madonnenstandbild auf dem „Plan“ zu Hochheim a. M. S. 52.